

INY
LORENTZ

Die
verkaufte
Sängerin

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Originalausgabe April 2024

© 2024 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Collage unter Verwendung verschiedener

Motive von Arcangel.com und Shutterstock.com

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-52809-9

2 4 5 3 1

ERSTER THEIL

Der
Auftritt in
Königsee

1.

Cristina musste Alfonsina nur anschauen, um zu erkennen, dass die Prinzipalin verärgert war. Es überraschte sie nicht, denn Alfonsina ärgerte sich immer über irgendetwas. Meist wurden sie oder ein anderes Mitglied der Sippe Opfer ihrer schlechten Laune, aber nur selten Alfonsinas Ehemann. Diesmal aber fiel sie lautstark über Ettore her. Neugierig trat Cristina näher.

»Wie sollen wir auf diesem schiefen Platz unsere Wagen vernünftig aufstellen?«, schimpfte Alfonsina lautstark.

Ettore Chiodo da Maniscalco, das Oberhaupt der Gruppe, deutete mit einer weit ausholenden Geste auf das Rathaus, das den Marktplatz an der oberen Seite begrenzte. »Ich finde diesen Platz ausgezeichnet, mein Täubchen!«

Cristina kicherte, denn Alfonsina war ein recht stattliches Täubchen. Massimo, der »Herkules« der Truppe, hatte die Frau ihres Onkels im Spott schon mehrmals eine fette Gans geheißen. Allerdings tat er das nur, wenn Alfonsina es nicht hören konnte. Auch wenn Massimo mit jedem Arm einen ausgewachsenen Mann stemmen konnte – gegen den Zorn der Prinzipalin kam auch er nicht an.

»Und warum soll dieser schiefe Marktplatz gut sein?« Alfonsinas schrille Stimme riss Cristina aus ihren Gedanken, und sie konzentrierte sich wieder auf das hitzige Gespräch zwischen ihrem Onkel und seiner Frau.

Ettore tätschelte Alfonsina die feiste Schulter und grinste. »Wenn wir unsere Wagen im unteren Teil direkt neben dem Weg in einer Reihe aufstellen, müssen wir sie nur wenig aufkeilen, damit sie gerade stehen. Direkt davor errichten wir die Bühne, und der aufsteigende Marktplatz bietet vielen Menschen Platz. Du wirst sehen,

mein Hühnchen, wir werden hier in Königsee so viel verdienen wie selten!«

»Eine Bühne! Du willst also hier Theater spielen?«, fragte Alfonsina erfreut.

Ettore nickte. »Das will ich, mein Kaninchen! Mein Großvater Lodovico Chiodo da Maniscalco hat mit seiner berühmten Theatergruppe vor Fürsten und Königen gespielt. Als Knabe stand ich noch selbst neben ihm auf der Bühne. In letzter Zeit haben wir zwar nur selten spielen können, doch Seine Erlaucht, Fürst Ludwig Günter II., hat uns vor einigen Jahren das Privilegium erteilt, sowohl in seiner Unterherrschaft Frankenberg wie auch hier in der Oberherrschaft Rudolstadt all unsere Kunst zu zeigen. Dies werden wir nun tun. Also rüste dich, mein Rebhühnchen, dem verehrten Publikum vorzuführen, was du kannst!«

Erneut kicherte Cristina, wurde aber sogleich ernst, denn angesichts dieser Ankündigung stieg ein mulmiges Gefühl in ihr auf. Die Pläne ihres Onkels konnten nur schiefgehen. Ihr Urgroßvater mochte der Prinzipal einer bedeutenden Theatertruppe gewesen sein. Aber die Truppe ihres Onkels beherrschte nur zwei Stücke und spielte diese selten. Zumeist traten sie als Gaukler und Bänkelsänger auf und verdienten damit auf den Jahrmärkten ihr Geld. Ihr Theaterspiel krankte vor allem daran, dass Alfonsina darauf bestand, die weiblichen Hauptrollen zu spielen. Mit ihren achtunddreißig Jahren und den beträchtlichen Rundungen war sie keine schlanke Jungfrau mehr, daher ernteten sie nur selten die Achtung der Zuschauer, sondern weitaus öfter schallendes Gelächter.

Wäre es ihre Absicht, die Leute zum Lachen zu bringen, hätte Cristina sich nichts dabei gedacht. So aber schämte sie sich, wenn Alfonsina das liebende Edelfräulein spielte und sich in die Arme des weitaus jüngeren und schwächtigeren Santino warf. Einmal waren die beiden dabei sogar gestürzt und zum Gaudium der Zuschauer über die Bühne gerollt.

Erneut wurde Cristinas Gedankengang unterbrochen, denn zwei Männer in Uniform traten auf ihren Onkel und dessen Ehefrau zu und blieben ein Stück vor ihnen stehen. Der eine sah aus wie ein einfacher Amtsdienner, der andere war auffälliger gekleidet und wohl ein Assessor. Mit strengem Blick winkten sie Ettore zu sich heran.

»Wie kommt Er dazu, sein Zigeunerlager mitten auf unserem Marktplatz errichten zu wollen?«, fragte der Assessor von oben herab.

»Halten zu Gnaden, Euer Exzellenz! Wir sind keine Zigeuner, sondern ehrliche Theaterleute und Gaukler. Bereits Seine Durchlaucht, Fürst Ludwig Friedrich I., hat meinem Großvater Lodovico Chiodo da Maniscalco das Privilegium erteilt, sowohl in der Unterherrschaft wie auch in der Oberherrschaft unsere Kunst zu zeigen. Seine Durchlaucht, Fürst Ludwig Günter II., hat in Seiner Gnade dieses Privileg bestätigt und verlängert.«

Noch während Ettore sprach, ließ er sich von Uberto, seinem Ältesten, eine lederne Mappe reichen, zog mehrere, teilweise bereits arg vergilbte Papiere heraus und reichte zwei davon dem Assessor.

Dieser blickte nur auf den Stempel und überließ sie dann wieder Ettore. »Da Er die Erlaubnis zweier unserer Durchlauchtigsten Fürsten hat, sei es Ihm gestattet, hier seine Possen aufzuführen und seine Gauklerkünste zu zeigen. Das Wasser für sich und seine Leute mag Er vom Marktbrunnen nehmen. Das Futter für seine Tiere sowie die Nahrungsmittel für die Seinen hat Er ehrlich zu kaufen, und die Weiber, die mit Ihm reisen, haben sich jeder Unmoral zu enthalten. Außerdem hat Er dafür zu sorgen, dass der Kot seiner Tiere und seiner Leute aus der Stadt geschafft wird. Auch hat Er diesen Platz, wenn er weiterzieht, sauber zu hinterlassen. Bei einem Diebstahl erlöschen die Privilegien der Fürstlichkeiten umgehend. Hat Er das verstanden?«

Ettore nickte, während Cristina das Verhalten des Beamten als unverschämt empfand. Selbst ein hirnloser Narr hätte sich denken können, dass die Truppe nur dann an einen Ort zurückkehren und dort erneut auftreten konnte, wenn sie bei einem früheren Aufenthalt nicht unangenehm aufgefallen war.

»Um Recht und Ordnung durchsetzen zu können, werde ich nun seine Leute mustern, und mein Amtsdieners wird ihre Namen aufschreiben. Sie sollen antreten«, fuhr der Assessor fort.

»Sehr wohl, gnädiger Herr. Ich bin Ettore Chiodo da Maniscalco und entstamme verarmtem Adel aus Verona. Durch die Ungunst des Schicksals mussten meine Ahnen die Heimat verlassen und vererbten mir das Los, als Prinzipal und Impresario meiner Theatergesellschaft durch die Lande zu ziehen.«

»Ich will nur wissen, wie Er und seine Leute heißen und nicht die Geschichte deiner Vorfahren bis zurück zu Adam hören«, unterbrach ihn der Assessor.

»Sehr wohl, gnädiger Herr!« Ettore deutete eine Verbeugung an und wies dann auf Alfonsina. »Das ist mein Weib und meine Gefährtin und Mutter meiner Kinder ...«

»Ihr Name! Das reicht«, schnauzte der Assessor ihn an.

»Alfonsina!« Nun verzog auch Ettore kurz das Gesicht. Dann aber wies er mit einem gewissen Stolz auf seinen Ältesten.

»Das ist Uberto, unser ältester Sohn, das dort sind Ambrogio und Federico. Unser Kleinstes, Filippo, liegt noch in den Windeln. Wenn Ihr ihn sehen wollt?«

»Lasst das!«, erklärte der Assessor, den es wenig reizte, sich ein Kleinkind anzusehen.

»Und das hier sind unsere Töchter«, fuhr Ettore in seiner Aufzählung fort. »Febe, Bice, Elena und Mariella.«

Der Amtsdieners notierte alle Namen, und schon ging es mit dem Rest der Truppe weiter. Als Erster kam Ettore's Bruder Olindo an die Reihe und danach seine Neffen Massimo und Santino und die

restlichen Männer und Knaben, die zu Ettore's Schar zählten. Anschließend nannte er seine Cousinen Loretta und Mirta sowie die Namen zweier weiterer Frauen und zeigte zuletzt auf Cristina.

»Das hier ist meine Nichte Cristina, die Tochter meiner leider verstorbenen Schwester Orietta.«

Der Amtsdienstler trug den Namen in seine Liste ein, während der Assessor Cristina durchdringend musterte. Danach sah er die anderen Mädchen an. Febe mochte um die sechzehn, siebzehn Jahre alt sein und wies bereits weibliche Formen auf, trotzdem reichte sie der schlaksigen Cristina nur knapp über die Schulter. Im Gegensatz zu Febe, die auf ihre glänzenden, dunklen Locken stolz war, hatte Cristina glattes, hellblondes Haar, und der Schnitt ihres Gesichtes wies keine Ähnlichkeit mit ihren Verwandten auf.

»Komm her!«, befahl der Assessor.

Cristina blieb verwirrt stehen.

»Ich sagte, du sollst herkommen!«, wiederholte der Beamte um einiges schärfer.

Schließlich packte Uberto Cristina am Arm und zerrte sie vorwärts.

Der Assessor bäugte Cristina scharf und ging sogar einmal um sie herum. Dann wandte er sich wieder Ettore zu. »Sie sieht nicht so aus, als würde sie zu Ihm gehören!«

Cristina biss sich auf die Lippen. Schon als kleines Kind hatte man das über sie gesagt. Damals hatte ihre Mutter noch gelebt und stets sehr deutlich erklärt, dass sie ihre Tochter sei. Nun ruhte ihre Mutter bereits seit drei Jahren unter einem Baum im Wald, weil man ihr ein Grab in geweihter Erde verweigert hatte. Diese Frage aber war geblieben, und Cristina wusste, dass es ihren Onkel jedes Mal mehr ärgerte, sie beantworten zu müssen.

»Sie ist nach ihrem Vater gekommen, einem Tedesco. Mir wäre es anders lieber, denn sie ist zu ungelenkt, um Kunststücke vollführen zu können, und im Grunde eine Last für uns! Wenn Ihr einen guten Platz für sie wisst, mein Herr, würde es mich freuen.«

»Man weiß, dass euresgleichen gerne Kinder stiehlt und mitnimmt«, sagte der Beamte barsch. »Wer weiß, wo ihr dieses Mädchen herhabt. Aber hier in Königsee können wir es nicht brauchen. Versucht anderswo, es loszuwerden!«

Cristina kamen die Tränen. Sie litt darunter, dass sie so anders aussah als ihre Basen. Diese waren hübsch und trotz ihrer Jugend bereits ausgezeichnete Gauklerinnen. Sie hingegen stellte sich für einige Kunststücke zu ungeschickt an. Ihr Vetter Ambrogio verspottete sie damit, dass sie eigentlich nur aus Kopf und Beinen bestehe. Bei dem Gedanken sah sie an sich herunter und fand, dass sie für ihre Größe einfach zu dünn war. Selbst die um ein Jahr jüngere Bice wirkte bereits fraulicher als sie.

Unterdessen hatte der Assessor seinen Auftrag erledigt und ging ohne ein Abschiedswort davon. Der Amtsdieners setzte noch ein paar Zeilen bezüglich der Zugtiere der Gruppe auf sein Papier. Danach nickte er Ettore zu. »Ich bin auf jeden Fall dabei, wenn ihr spielt, und meine Frau auch!«

Ettore wandte sich mit einer großen Geste an seine Älteste. »Merke dir, Febe, dass der Herr und seine Frau Gemahlin die besten Plätze bekommen.«

»Das ist aber freundlich von Euch.« Der Amtsdieners lächelte und verließ die Gruppe.

Die Männer machten sich wieder daran, die Wagen auf einer Seite aufzukeilen. Mirta, Loretta und Pina gingen ans Kochen. Als Cristina ihnen folgen wollte, hörte sie Alfonsina schimpfen.

»Mit der haben wir immer Ärger! Was hat deine Schwester sich auch mit diesem Kerl einlassen müssen? Wenn sie wenigstens vergewaltigt worden wäre, könnten wir sagen, Gott hat es so gewollt. Aber sie ist wie eine rollige Katze mit ihm unter die Decke gekrochen. Du hättest sie daran hindern müssen. Jetzt haben wir diesen Sündenbalg am Hals!«

Alfonsina sprach bewusst so laut, damit Cristina es hörte. Während das Mädchen mit hängendem Kopf davonschlich, schüttelte

Ettore den Kopf. »Wenn sie wenigstens mehr wie Orietta aussehen würde. So aber wirkt sie wirklich wie ein Schaf unter Ziegen!«

Sofort fuhr Alfonsina ihn an. »Nenne meine braven Töchter nicht Ziegen!«

»Irgendeinen Vergleich muss ich ja bringen!«, antwortete Ettore schnaubend. »Außerdem habe ich zu arbeiten. Du solltest deinen Text für das Theaterstück durchgehen. Beim letzten Mal hast du zwei Mal etwas vergessen.«

Die Antwort, die seine Frau ihm gab, war nicht allzu freundlich. Dann aber trollte Alfonsina sich, um nach den Frauen zu schauen. Als sie sah, dass alle so arbeiteten, wie sie es sich wünschte, setzte sie sich auf die Treppenstufen des Gasthofs zum Löwen und ließ ihre Gedanken wandern.

Königsee war für das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt eine bedeutende Stadt, und sie konnte sicher sein, dass viele Zuschauer kommen würden. Wenn jeder davon nur ein paar Kreuzer gab, würden sie etliche Wochen über die Runden kommen.

»Ich werde Mirta, Febe, Bice und Elena losschicken, damit sie von den Zuschauern Geld sammeln«, murmelte sie. Sie hatte die Erfahrung gemacht, dass Männer den in ihren Augen exotisch aussehenden Frauen und Mädchen mehr Trinkgeld gaben, als es bei Cristina der Fall war. Diese ähnelte zu sehr den hiesigen Bewohnern, und man nahm ihr die Gauklerin nicht ab.

2.

Als Cristina zu den Frauen trat, die am offenen Feuer die Suppe kochten, drückte Loretta sie kurz an sich.

»Heute war Alfonsina wieder sehr hässlich zu dir!«, sagte sie.

Cristina zuckte die Achseln. »Ich bin es gewohnt!« Allerdings konnte sie nicht verhindern, dass ihr eine Träne über die Wange rann.

Mirta sah sich um, ob außer Loretta und Cristina sie jemand hören konnte, und schnaubte dann. »Alfonsina ist böse und hässlich zu uns allen. Selbst Ettore ist davor nicht gefeit. Sie hat es auch Febe vererbt. Die wird genauso!«

»Sie hat gesagt, es wäre besser, meine Mutter hätte meinen Vater nicht geliebt, sondern wäre von ihm geschändet worden!« Nun flossen bei Cristina mehr Tränen, während die beiden Frauen den Kopf schüttelten.

»So ist sie! Wäre es nämlich so, könnte sie dich als unerwünschten Balg noch schlechter behandeln als jetzt«, sagte Loretta.

»Euch behandelt sie ja auch schlecht!«, sagte Cristina zu den beiden. Danach aber mussten sie ihre kurze Unterhaltung beenden, da Febe und Bice hinzukamen.

»Warum seid ihr noch nicht weiter mit dem Essen?«, fragte Erstere scharf. Sie war erst fünfzehn, behandelte aber die Cousinen ihres Vaters wie Mägde, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatte. »Wir müssen uns eilen, damit am Nachmittag alles fertig ist!«

»Wir wollen doch nicht gleich heute spielen?«, fragte Mirta erschrocken. »Wir sind doch erst eben angekommen!«

»Das Stück spielen wir morgen. Mama sagt, dass wir heute ein paar Kunststücke vorführen sollen. Außerdem soll Cristina singen und damit den morgigen Auftritt vorbereiten. Mama findet, dass die Moritat über den üblen Mädchenräuber Ritter Theodolf genau das Richtige dafür ist.«

»Wer ist Ritter Theodolf?«, fragte Cristina verwundert.

»Na, die Moritat vom Ritter Günter. Den Namen können wir aber nicht nehmen, da dies der Zweitname des Großvaters des jetzigen Fürsten war. Der hieß nämlich Ludwig Günter«, kanzelte Febe Cristina ab.

»Mama sagt, dass dir ja nicht der falsche Name über die Lippen kommen darf!«, setzte Bice hinzu.

»Dann solltest du jetzt gehen und üben. Febe und Bice können ja beim Kochen mithelfen«, erklärte Loretta mit einem gewissen Spott, der den Töchtern ihres Veters galt.

»Cristina kann sich den Namen doch auch merken, wenn sie das Gemüse schneidet«, wandte Febe ein.

»Wenn sie sich dabei die Finger verletzt, kann sie heute Abend nicht die Mandoline spielen, und das soll sie doch.« Loretta ärgerte sich schon lange darüber, dass Febe und Bice stets heraushängen ließen, dass sie sich als Töchter des Patrons für etwas Besseres hielten als dessen Cousinen oder die Nichte.

»Also gut, wir schneiden das Gemüse. Aber waschen wird Cristina es wohl können«, sagte Febe spitz und griff nach einem der Messer.

»Das mache ich«, erklärte Cristina, ergriff den Eimer und ging zum Brunnen.

Zwei einheimische Frauen standen dort, um ebenfalls Wasser zu holen. »Da kommt eine von diesem fremden Gesindel«, murmelte eine gerade laut genug, damit Cristina es hören konnte.

»Eigentlich ein hübsches Ding, und es sieht gar nicht so aus wie die anderen«, sagte die andere Frau und nickte Cristina zu.

»Guten Tag!«, grüßte das Mädchen.

»Einen schönen guten Tag! Ich hörte, ihr wollt Theater spielen?«

Cristina nickte. »Ja, das tun wir! Aber erst morgen. Heute Abend zeigen wir ein paar Gauklerkunststücke, und ich werde singen.«

»Gewiss wird das sehr schön! Ich hab gehört, dass sie in Rudolstadt Theater spielen. Das ist aber nur was für die Herrschaften und die besseren Bürger dort. Wir aus dem Umland kommen da nicht hin. Deshalb freuen wir uns, dass es so etwas auch einmal bei uns gibt.«

»Das wird schon was sein!«, sagte die andere Frau schnaubend. »Die kommen in die Stadt, belegen den halben Marktplatz, so dass morgen in der Früh nicht mehr alle Stände Platz finden, und dazu

muss man noch auf seine Hühner achtgeben, damit nicht plötzlich ein paar fehlen.«

Es waren die immer gleichen Vorwürfe. Cristina fragte sich, ob es tatsächlich Schaustellergruppen gab, die die Leute bestahlen. Ihre tat es jedenfalls nicht. Ihr Onkel hatte es ihnen streng verboten und allen, die dagegen verstießen, angedroht, sie aus der Truppe auszuschließen. Ein einziges Mal hatte Ambrogio etwas von einem gewissen Wert mitgehen lassen und war von seinem Vater auf eine Art und Weise verprügelt worden, dass er zwei Wochen grün und blau im Gesicht herumgelaufen war.

»Wir stehlen nicht!«, sagte Cristina, verabschiedete sich und kehrte zur Kochstelle zurück.

Mirta und Loretta hatten zwei Schragen und zwei Bretter zu einem Tisch zusammengestellt und schürten das Feuer an.

»Gieß das Wasser in den Kessel und hole frisches«, wies Loretta Cristina an.

Sie tat es und begann, als sie mit dem vollen Eimer vom Brunnen kam, das Gemüse zu putzen. Dabei sang sie in Gedanken noch einmal das Lied von dem üblen Ritter Günter, das sie nun auf den neuen Namen Theodolf umändern musste. Die Melodie hätte sie auf ihrer Mandoline im Schlaf spielen können. Es galt jedoch, die Strophen des Liedes entsprechend anzupassen.

Aus »Günter, dieser üble Ritter, macht uns allen das Leben bitter« wurde »Der üble Ritter Theodolf ist schlimmer als ein böser Wolf«. Es dauerte, bis Cristina den Text verinnerlicht hatte. Dabei summt und sang sie leise vor sich hin.

Sie sah, wie Febe das Gesicht verzog. Zu sagen aber wagte ihre Cousine nichts. Auch wenn sie, wie die anderen behaupteten, zu dumm für ein einziges Kunststück war, so beherrschte sie die Mandoline weitaus besser als alle. Außerdem lockte ihr Gesang die Menschen an, und diese blieben dann auch stehen, wenn Massimo seine Gewichte hob, Uberto seine Messer warf oder Bice und Febe

Rad schlugen. Zudem wurde sie gebraucht, damit sie bei den Theateraufführungen den Zuschauern den Hintergrund der Geschichte nahebrachte.

»Mach schneller, sonst verkocht das andere Gemüse, bevor das da weich ist!«

Febes tadelnde Stimme riss Cristina aus ihren Gedanken, und sie beeilte sich. Als sie schließlich das Wasser ausgoss, sah sie zwei Amtsdienner, die fast direkt neben dem Wagen eine Leine spannten.

Ettore eilte bereits auf die beiden zu. »Was macht ihr hier?«

»Wir sind im Auftrag des Herrn Amtmannes hier und sperren den Platz ab, der morgen für den Markt benötigt wird. Auf die Seite dürft ihr nämlich nicht kommen«, antwortete einer der beiden.

»Das geht nicht!«, rief Ettore empört. »Wir wollen heute eine kleine Vorstellung geben, und da brauchen wir den Platz. Wenn wir morgen Theater spielen, brauchen wir ebenfalls Platz zum Spielen!«

»Das könnt ihr alles tun. Aber wenn morgen der Markt stattfindet, habt ihr auf eurer Seite zu bleiben.«

»Aber wir müssen einkaufen«, wandte Alfonsina ein.

»Das könnt ihr auch, allerdings immer nur ein Weib. Was die Kinder betrifft, die haben auf dem Markt nichts verloren!« Der Mann ließ kaum Zweifel, dass er diesen zutraute, Obst, Gemüse, aber auch ein Huhn oder ein Täubchen mitgehen zu lassen.

Cristina fand diese Haltung ungerecht und auch gegen Gottes Gebot. Sie waren doch alle Adams und Evas Nachkommen. Wieso mussten die einen die anderen so schlecht behandeln? Sie dachte an das Lied über Ritter Günter, der nun Ritter Theodolf hieß. Auch dieser ging übel mit anderen Menschen um.

»Der üble Ritter Theodolf ist schlimmer als ein böser Wolf«, sang sie leise und zog sich, als Alfonsina sie zornig anfunkelte, mit einem bitteren Lächeln zurück.

3.

Der Nachmittag sank nieder. Cristinas Onkel Ettore hatte den Amtsdienern doch noch die Erlaubnis abgerungen, die Gaukeleien und Kunststücke seiner Gruppe jenseits der Absperrung darbieten zu können. Das Seil aber durfte unter keinen Umständen verrückt oder beschädigt werden.

Alfonsina verlangte daher von allen, außen herumzugehen, um keinen Ärger zu verursachen. Sie gehorchten achselzuckend. Für die Männer wäre es kein Problem gewesen, über das Seil zu steigen, und die Frauen hätten es etwas heben und darunter hindurchschlüpfen können. Alfonsina aber wollte der hohen Obrigkeit der Stadt Königsee zeigen, dass ihre Truppe sich streng an deren Vorgaben hielt.

Die ersten Zuschauer erschienen bereits, als eine Kutsche, von Ilmenau kommend, auf den Marktplatz abbog. Der Kutscher ließ seine Peitsche knallen, und sein Helfer blies misstönend in ein Horn. »Aus dem Weg!«, brüllte der Kutscher.

Cristina wollte gerade um die Absperrung herumgehen, musste aber zurückweichen, weil die Kutsche auf sie zukam. Als diese an ihr vorbeifuhr, sah sie, dass eine sehr schöne Frau hinausschaute.

»Wo man auch immer hinfährt, trifft man auf dieses elende Gesindel!«, sagte sie laut genug, dass nicht nur Cristina es hören konnte. Ein in der Kutsche sitzender Mann antwortete, doch das konnte Cristina nicht mehr verstehen.

Sie fragte sich, woher diese Frau ihre Überheblichkeit nahm. War sie von Adel? Wohl eher nicht. Denn die Frau fuhr zwar nicht mit der Postkutsche, sondern mit einem privaten Wagen, aber der trug kein Wappen, wie es bei einer Dame von Stand gewiss der Fall gewesen wäre.

Achselzuckend ging Cristina weiter. Als sie sich noch einmal umblickte, sah sie die Kutsche vor dem stattlichen Gasthof zum

Löwen anhalten. Der Gehilfe des Kutschers sprang ab und legte einen Hemmschuh vor, damit die Kutsche auf dem ansteigenden Weg nicht zurückrollen konnte. Dann öffnete er den Schlag.

Sofort stieg die Dame aus. Sie trug ein in Cristinas Augen übertrieben mit Bändern und Falbeln verziertes Kleid und einen großen, mit seltsamen Federn besetzten Hut. In der einen Hand hielt sie einen zusammengeklappten Schirm, in der anderen ein aufwendig besticktes Beutelchen.

Der Mann, der ihr folgte, war mit einem langen, vorne offen getragenen Rock bekleidet, unter dem eine bunt bestickte Weste zum Vorschein kam. Dazu trug er helle Kniehosen und einen Biberhut mit nach oben gebogener Krempe. Seine Aufmachung erschien Cristina ebenfalls übertrieben. Die dritte Person, die ausstieg, hielt sie wegen ihres schlichten, knöchellangen Kleides, ihrer Schürze und der Haube für die Dienerin oder Zofe der Dame.

Ein Knecht des Löwen eilte auf die drei zu und führte sie unter etlichen Bücklingen in den Gasthof, während ein zweiter Knecht zum Kutscher auf den Bock stieg und diesem erklärte, wie er fahren müsse, um in den Hof des Gasthauses zu gelangen.

Bice trat neben Cristina. »So möchte ich auch einmal reisen können. Denen schreibt kein Amtsdieners vor, wo sie zu bleiben haben.«

»Es gibt nun einmal solche Menschen und solche. Selbst bei uns sind nicht alle gleich«, antwortete Cristina. Es war ein leichter Stich, weil Ettore's Töchter nicht nur auf dem Vorrang vor ihr, sondern auch vor den Cousinen ihres Vaters bestanden. Dabei waren Mirta und Loretta nicht nur bessere Schauspielerinnen als Alfonsina und deren Töchter, sondern beherrschten auch mehr Kunststücke als Febe und Bice.

»Gott hat es so gefügt«, antwortete Bice.

»Wenn es Gottes Wille ist, hast du auch keinen Grund, auf die Frau neidisch zu sein, die eben den Löwen betreten hat«, antwortete Cristina.

»Von so etwas verstehst du nichts!«, fauchte die um ein Jahr jüngere Cousine und wirbelte Rad schlagend über den Marktplatz, um Zuschauer anzulocken. Sie war darin so geschickt, dass ihre Beine zur Gänze bedeckt blieben und kein noch so strenger Pastor ihr den Vorwurf unsittlichen Verhaltens machen konnte.

Den Mienen etlicher umstehender Männer nach hätte Bice ruhig etwas mehr Bein zeigen können. Cristina hatte ebenfalls gelernt, Rad zu schlagen, doch ihr rutschte der Rock herunter. Laut Alfonsina lag dies an ihren überlangen Beinen. Deshalb durfte sie das Kunststück nur üben, wenn sie ihr Lager abseits der Städte und Dörfer errichteten.

Nun kam Febe hinzu. Sie warf der immer größer werdenden Zahl an Zuschauern Kuschhände zu und ging dann in den Spagat. Dabei gab sie sich Mühe, den weiten Rock so zurechtzuziehen, dass höchstens der Fußknöchel und ein kleines Stück der Wade zu sehen waren.

Die ersten erstaunten Rufe erklangen und wurden noch lauter, als Bice Rad schlagend um ihre ältere Schwester herumwirbelte.

Die beiden machen es ausgezeichnet, dachte Cristina, als Febe sich wieder erhob und diese und Bice im Gleichklang Rad schlugen.

Die achtjährige Elena und die kleine Mariella gingen mit Schlüsselchen durch die Zuschauer, um die ersten Trinkgelder für ihre Schwestern einzuholen. Derweil beendeten diese ihren Auftritt, und Massimo trat vor die Menge.

»Und hier seht ihr, verehrte Herrschaften, den gewaltigen Massimo, den stärksten Mann der Welt!«, kündigte Ettore seinen Neffen an.

Dieser zeigte spielerisch seine Muskeln. Ein »Ah!« und »Oh!« erklang von den Zuschauern, denn Massimo war zwar kein Riese, aber breit gebaut und hatte Muskeln und Sehnen wie aus Eisen. Er ging herum, damit die Leute ihn sehen konnten. Bei ein paar jun-

gen Frauen blieb er stehen und forderte sie auf, seinen Bizeps zu berühren.

»Diesen Stein wird Massimo nun über den Kopf heben«, rief Et-tore und trat beiseite, um seinem Herkules Platz zu machen.

Massimo trat mit einer Miene, als würde ihn das geringe Gewicht des Steinblocks beleidigen, auf diesen zu und beugte sich über ihn. Kaum hatte er seinen Griff gefunden, wuchtete er den Stein hoch und stemmte ihn zuerst bis zur Brust und schließlich über den Kopf. Danach setzte er ihn wieder ab und funkelte die zuvorderst stehenden Männer herausfordernd an.

»Wer diesen Steinblock auch nur bis zur Brust heben kann, dem zahle ich einen Taler!«, rief er mit weit hallender Stimme.

»Ich mache es!« Ein Mann, der gut einen halben Kopf größer war als Massimo und fast genauso breitschultrig, kam heran und packte den Stein. Er brachte ihn gut vom Boden hoch bis zu den Oberschenkeln. Als er ihn jedoch weiter heben wollte, gelang es ihm nicht, und so ließ er den Stein mit verärgelter Miene fallen.

Während die Menge ihn auslachte, kam bereits der Nächste, um es zu versuchen. Cristina sah lächelnd zu. Die Kraft, den Stein zu heben, hatten etliche Männer. Doch nicht diese allein war wichtig, sondern noch mehr das Geschick, den Stein bis zur Brust bringen zu können. Dafür musste man den Griff wechseln, und das gelang nur durch lange Übung.

Als der Letzte aufgegeben hatte, schritt Massimo mit ausgebreiteten Armen an der vorderen Zuschauerreihe vorbei und ließ sich feiern. Kaum war er wieder in der Mitte der improvisierten Bühne angekommen, wandte er sich erneut an die Umstehenden. »Nun werde ich zwei Männer gleichzeitig hochheben! Wer meldet sich? Nein, nicht du! Ich meine einen richtigen Mann und keinen Hänfling«, rief er, da ein schwächliches Bürschchen die Hand hob.

Die Leute lachten, während Massimo nun zwei Männer zu sich rief. Sie waren beide etwa gleich groß und schwer. Massimo forder-

te sie auf, sich neben ihn zu stellen. Dann beugte er die Knie, umfasste die Oberschenkel der beiden mit den Armen und stemmte sie hoch. Die Menge johlte, während einer der Männer erschrocken rief, ihn ja nicht fallen zu lassen.

»Das fällt mir auch nicht ein!«, rief Massimo und trug die Männer quer über den Marktplatz und dann zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Dort stellte er sie wieder ab. Während die beiden wieder unter den Zuschauern verschwanden, machten sich Elena und Mariella auf die nächste Runde. Selbst ein paar jener, die bereits vorhin ihren Obolus geleistet hatten, warfen erneut Münzen in ihre Körbe.

Nachdem Massimo abgetreten war, stellte sich erneut Ettore in Positur. »Und nun, verehrtes Publikum, erlebt ihr Uberto, den König der Messerwerfer und, wie ich bescheiden hinzufügen möchte, meinen ältesten Sohn. Er wird seine Messer nach einer Jungfrau werfen, dieser dabei aber kein Haar krümmen, sofern sie noch Jungfrau ist.«

Einige lachten, während einer der Männer, der bei dem Stein gescheitert war, brummig meinte, daneben werfen könne schließlich jeder.

»Ihr werdet es sehen!«, sagte Ettore lächelnd, während Olindo und Santino eine Bretterwand aufbauten, die etwas höher war als ein erwachsener Mann und etwa so breit wie die Spanne beider Arme.

Uberto kam, eine ganze Reihe unterschiedlicher Messer in der Hand, und verbeugte sich. »Wo ist die Jungfrau, die mutig genug ist, sich an die Wand zu stellen?«

Fast sämtliche weiblichen Personen ab zwölf verschwanden hinter ihren männlichen Begleitern oder anderen Männern. Ein junges Mädchen, das nach vorne kommen wollte, wurde von zwei älteren Frauen zurückgezerrt.

»Gibt es keine Jungfrauen mehr in Königsee?«, fragte Uberto scheinbar verwundert.

Das Lachen darauf klang etwas unterdrückt.

»Nun denn!«, fuhr Uberto fort. »Wenn es hier keine Jungfrauen gibt, nehmen wir eine der unseren. Cristina, bist du bereit?«

»Ich bin es!«, antwortete Cristina.

Sich vor die Wand zu stellen und mit Messern auf sich werfen lassen, war das Einzige, das sie außer Singen noch tun durfte. Für Kunststücke, wie die anderen sie vorführten, war sie nach ihrem letzten Wachstumsschub zu ungelenk geworden.

Sie stellte sich mit dem Gesicht zur Bretterwand. Angst hatte sie keine. Uberto wusste auf den halben Zoll genau, wo seine Messer einschlagen würden. Hinter ihr lobte Ettore seinen Sohn noch einmal als den besten Messerwerfer der Welt. Sobald eine gewisse Bemerkung kam, würde Uberto das erste Messer werfen. Cristina musste darauf vorbereitet sein, um nicht vor Schreck zusammenzuzucken. Da weitere Messer blitzschnell folgen würden, wäre sie in Gefahr, doch von einem getroffen und verletzt zu werden.

»Seht nun den Meister der Klingen!«, rief Ettore.

Cristina schloss die Augen und bewegte sich nicht mehr. Nur einen Herzschlag später spürte sie den Einschlag neben ihrem Unterarm. Danach ging es Schlag auf Schlag. Ein Messer nach dem anderen traf das Brett. Eines zerrte sogar an Cristinas Ärmel.

Ich werde ihn flicken müssen, dachte sie und hörte das nächste Schlüsselwort. Sie drehte sich nun um und blickte in die Richtung des Messerwerfers und des Publikums. Erneut flogen die Messer und schlugen knapp neben ihr in die Holzwand ein.

Bisher hatten die Leute das Ganze atemlos verfolgt. Nun entlud sich ihre Spannung in einem begeisterten Applaus. Uberto verbeugte sich, und auch Cristina tat es. Doch noch war es nicht zu Ende, denn Uberto hob nun ein deutlich größeres Messer.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren!«, rief sein Vater, obwohl die meisten Zuschauer einfache Handwerker, deren Frauen und Kinder, Knechte und Mägde waren.

»Wenn meine Nichte Cristina keine Jungfrau mehr sein sollte, wird diese Klinge nun ihr Herz durchbohren. Ist sie es aber noch, wird das Messer nur eine Strähne ihres Haares durchtrennen!«

Für Cristina war es das Zeichen, mehrere Haare zu zwirbeln und von ihrem Kopf wegzuhalten. Dieses Kunststück sah gefährlicher aus, als es war. Zwar tat Uberto so, als wolle er sie treffen. Doch als das Messer seine Hand verließ, flog es dorthin, wo es sollte, und trennte zwei Zoll der Haarsträhne ab.

Ettore nahm die abgetrennten Haare auf und ließ sie durch die Zuschauerreihen kreisen. Dabei lobte er seinen Sohn, aber auch Cristina für ihre große Selbstbeherrschung und den Mut, sich den scharfen Klingen zu stellen.

Cristina knickte und erntete freundlichen Applaus, während diesmal Elena und Mariella wieder mit ihren Körbchen unterwegs waren. Mit einem Mal wurde es unruhig. Zwei Männer, ihrer Tracht nach Buckelapotheker, packten einen Wanderburschen und stießen ihn nach vorne.

»Dieses Schwein wollte Geld aus dem Korb der Kleinen stehlen!«, erklärte einer.

Sofort eilten mehrere Amtsdienner herbei. »Stimmt das?«

»Ja, wir haben es auch gesehen! Der Lumpenhund wollte einen Teil des Geldes, das das Mädchen gesammelt hat, aus dem Korb nehmen«, rief eine stattliche Matrone von hinten.

»Da hörst du es. Mitkommen!« Der Assessor war ebenfalls erschienen und winkte den Amtsdienern, den Mann festzunehmen. Er selbst schritt wie ein erfolgreicher Feldherr voran und dachte, dass die Verhaftung eines Diebes ihn der nächsten Beförderung ein Stück näher brachte.

Einige Frauen beruhigten die weinende Mariella, und nicht wenige Männer reichten ihr Geld für ihr Körbchen. Es dauerte eine Weile, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Eigentlich hätte die Vorstellung jetzt zu Ende sein können. Es galt aber, die Zuschauer auf

das morgige Theaterstück hinzuweisen. Außerdem stand Cristinas Auftritt noch bevor.

Sie holte ihre Mandoline und spielte eine Melodie. Die Leute, die sich eben noch erregt wegen des Diebes unterhalten hatten, wurden still und lauschten. Im ersten Stock des Löwen wurde ein Fenster geöffnet, und der Mann, der vorhin zusammen mit seiner Begleiterin mit der Kutsche gekommen war, steckte den Kopf heraus.

»Das Mädchen spielt gut!«, sagte er zu der Frau.

»Für eine Zigeunerin mag es reichen!«

»Sie hat ein ausgezeichnetes Gefühl für die Melodie. Wenn sie noch andere Instrumente zu beherrschen lernt, könnte sie dich bei deinem Gesang begleiten.«

»Was du dir da einbildest, François! Dieses Wesen hat ihr Stück nur so gelernt, wie ein Papagei die paar Worte nachplappert, die ihm sein Besitzer beibringt. Lotte, geh nach unten und besorge ein Glas Wein für mich!« Das Letzte galt der Dienerin, die sich sogleich auf den Weg machte.

François Metteur lächelte nachsichtig. Belle Légendaire war eine wundervolle Sängerin, aber leider auf jede Frau eifersüchtig, der er auch nur einen zweiten Blick schenkte. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder der jungen Mandolinenspielerin zu.

Diese rief nun mit lauter Stimme: »Sehr verehrtes Publikum! Morgen Abend werdet ihr das vom Großvater unseres verehrten Prinzipals verfasste und von unserer Gruppe seitdem mit großem Erfolg aufgeführte Theaterstück ›Der Raub des Edelfräuleins‹ erleben. Lasst mich nun von jenen Zeiten singen, in denen üble Räuber und Raubritter den Menschen das Leben so bitter machten!«

Während sie noch einmal durchatmete, fand François Metteur oben im Löwen, dass sie wunderschön reden konnte. Augenblicke später aber saß er wie erstarrt da und hörte zu, da Cristina zu singen begann.

*»So höret die Ballade des Ritter Theodolf.
Der hauste im Lande wie ein wilder Wolf.
Keinen Handelsmann er schonte,
wenn der Raub sich für ihn lohnte.
Kein einz'ges Weib ließ er in Frieden,
auch wenn es sich wehrte ganz entschieden!
Der üble Ritter Theodolf
war schlimmer als ein böser Wolf!«*

Bereits nach den ersten Tönen war es still auf dem Marktplatz von Königsee geworden. Alle lauschten ergriffen, während François Metteur im Löwen kaum glauben wollte, was er hörte. Cristina sang noch drei Strophen, dann knickste sie und erntete begeisterte Rufe.

»Bravo!«

»Sing weiter!«

»Spielst du morgen auch mit Theater?«

»Wunderschön!«

Febe nahm ihr die Mandoline ab und drückte ihr einen Korb in die Hand. »Mutter meint, es ist besser, wenn du selbst sammeln gehst. Dann geben die Leute mehr!«

Cristina nickte und ging los. Die Zuschauer waren großzügig. Einige legten bereits zum dritten Mal Geld in den Korb. Es wurden beileibe nicht nur Kreuzer gespendet, sondern auch viertel und sogar halbe Taler.

Als Cristina zuletzt zu den Wagen zurückkehren wollte, hörte sie, wie jemand nach ihr rief.

»Komm hierher, junge Sängerin!«

Cristina drehte sich um und sah einen Mann am Fenster im ersten Stock des Löwen winken. Sie trat darauf zu und knickste.

»Der Herr wünscht?«

»Nimm das hier als Lohn für deinen Gesang!« Er warf ihr eine Münze zu.

Cristina fing sie auf und konnte es kaum glauben. Es war ein ganzer Gulden. Sie würde ihn zwar Alfonsina geben müssen, aber gewiss ein paar Kreuzer für sich selbst erhalten. Sie knickste tiefer und lächelte. »Ich danke Ihnen, edler Herr!«

Der Mann winkte ihr noch einmal zu, dann schloss er das Fenster. Cristina eilte zu den Wagen und reichte Alfonsina den Gulden.

»Sieh hier, *zia*. Den habe ich erhalten!«

Alfonsina nahm die Münze entgegen, betrachtete sie und steckte sie zufrieden ein.

4.

François Metteur beobachtete Cristina, bis diese hinter einem Wagen verschwunden war, und drehte sich dann zu seiner Begleiterin um. »Was für eine Stimme, Belle! Bei diesen Leuten ist sie völlig vergeudet. Sie müsste ausgebildet werden, dann, meine Liebe, könnte sie mit dir zusammen auftreten. Das wäre ein Bild, du als voll erblühte Frau und sie als junger Frühling. Wir könnten Gagen verlangen, von denen wir jetzt noch nicht einmal zu träumen wagen.«

Auf Belles Gesicht erschien ein Ausdruck von Abscheu. »Hältst du dieses Gejaule etwa für Gesang?«

»Und ob! Es verlockt mich, diese Leute zu fragen, ob sie mir das Mädchen nicht überlassen wollen. Für eine Handvoll Taler geben sie sie gewiss gerne her!«

Belle trank einen Schluck Wein und funkelte dann ihren Begleiter erregt an. »Wenn du dieses schmutzige Ding kaufen willst, dann tu es! Du wirst aber erlauben, dass ich mir in der nächsten Residenz einen Vertrauten suche, der mich zu würdigen weiß.«

Sie brachte François Metteur damit in eine Zwickmühle. Er handelte für Belle deren Engagements aus, begleitete sie auf dem Spinnett, wenn sie sang, und lebte von dem, was er für ihre Auftritte

einnahm. Wenn sie mit ihm brach, stand er ohne Einkommen da und würde zusehen müssen, wie er durchkam.

Dabei war ihr Erfolg sein Verdienst. Er hatte sie vor etlichen Jahren entdeckt, sich ihrer angenommen und sie ausgebildet. Damals und noch etliche Zeit danach hatte er bestimmt, wo Belle auftrat und wie sie leben sollten. Doch seit sie als Sängerin gefeiert wurde, behandelte sie ihn wie ihren Diener. Einige Augenblicke überlegte er, es darauf ankommen zu lassen. Die Kleine sang einfach zu gut.

Dann aber schüttelte er den Kopf. Das Risiko war zu groß. Als er Belle kennengelernt hatte, war er jünger gewesen und ein Musiker, der froh sein durfte, im Orchester eines nachrangigen Fürsten die letzte Geige zu spielen. Mittlerweile machten die Maestros der großen Orchester ihren Kratzfuß vor ihm, und wenn ihm ein Musiker missfiel, konnte es dessen Entlassung bedeuten. Wollte er das alles aufgeben, nur weil Belle eifersüchtig auf jedes weibliche Wesen war, dem er ein gewisses Gesangstalent bescheinigte?

»Nun, meine Liebe, dann vergessen wir dieses Kind«, lenkte er ein.

»Die im Übrigen gar nicht wie die anderen ihrer Truppe aussah«, meldete sich da die Dienerin. »Die könntest du in der hier gebräuchlichen Tracht nicht von den hiesigen Mädchen unterscheiden.«

Belle antwortete mit einem Fauchen, während François Metteur bedauerte, die Möglichkeit, eine zweite, ausgezeichnete Sängerin aufbauen und betreuen zu können, aus der Hand geben zu müssen.

»Wir werden morgen Rudolstadt erreichen, meine Liebe«, sagte er zu Belle. »Ich habe mit Seiner Durchlaucht, Fürst Ludwig Friedrich II., drei Auftritte an seinem Hof vereinbart. Da ich gewiss bin, dass ihm deine Sangeskunst gefallen wird, hoffe ich, bis zu unserem nächsten Engagement bleiben zu können. Als Gäste auf Schloss Heidecksburg wären wir in Kost und Logis und müssten nicht für zwei Wochen in einem Gasthof unterkommen, was uns erheblich Kosten verursachen würde.«

»Dann solltest du bessere Verträge aushandeln«, zischte Belle unversöhnlich.

»Ich tue, was ich kann«, antwortete François Metteur. »Du vergisst aber, dass die Konkurrenz durch geflohene Sängerinnen und Tänzerinnen nach der Rebellion in Frankreich gewachsen ist. Viele von ihnen sind sehr gut.«

Belle musterte ihren Begleiter mit einem vernichtenden Blick. »Von denen ist ja wohl keine so gut wie ich!«

Im Augenblick wünschte Metteur, er wäre der Agent einer französischen Sängerin, die aus Angst vor den Kopfabschlägern in Paris parieren würde. Er war jedoch an Belle, die in Wirklichkeit Marlies Kotten hieß, gefesselt und musste ihre Launen hinnehmen.

»Wir sollten unten etwas essen«, schlug er vor, um das Thema zu wechseln.

»Ich speise nicht in der Gaststube unter all dem Pöbel«, gab Belle spitz zurück.

»Das sollst du auch nicht. Ich habe mit dem Wirt vereinbart, dass wir im Extrazimmer essen können. Ich muss ihm nur Bescheid geben, wann er auftragen lassen soll«, erklärte Metteur.

»Es ist noch zu früh. An den Fürstenhöfen wird weitaus später zur Tafel gebeten. Sag dem Wirt, dass ich in zwei Stunden zu speisen wünsche!«

Metteur hätte Belle erwürgen können. Da sie aber sein Kapital darstellte, verknipte er es sich und forderte die Dienerin auf, dies dem Wirt mitzuteilen.

»Wenn es sein muss!«, sagte Lotte brummig, die nun noch zwei Stunden länger mit knurrendem Magen würde herumlaufen müssen.

Unterdessen trat Belle ans Fenster und blickte nach unten. Die Dunkelheit hatte bereits ihren Schleier über die Stadt geworfen. Bei der Gaukler- und Theatertruppe brannten ein paar Laternen, in deren Schein sich die Mitglieder versammelt hatten. Belle verzog spöttisch den Mund. Was für ein elendes Leben, dachte sie und

vergaß dabei ganz, dass sie vor zehn Jahren als Kind hinter den Schnittern hergegangen war, um Ähren zu lesen.

Im Schein einer Laterne entdeckte sie die junge Sängerin und ärgerte sich, weil ihr Agent es gewagt hatte, dieses dürre Ding mit ihr zu vergleichen. Dabei gab es keine, die sich auch nur halbwegs mit ihr messen konnte.

»Du hast mir letztens geraten, ich solle mehr üben. Heute Abend, so glaube ich, ist eine gute Gelegenheit dafür«, sagte sie zu Metteur.

Dieser war froh, weil sie wieder friedlich gestimmt schien, und nickte. »Tu das, meine Liebe! Je besser du in Rudolstadt singst, umso eher erhältst du dort ein längeres Engagement.«

Belle wollte jedoch aus einem ganz anderen Grund üben, nämlich, um dem Gauklerbalg zu zeigen, was es wirklich hieß, zu singen. Daher stellte sie sich ans Fenster, öffnete es und stimmte eine Arie der Konstanze aus Mozarts »Entführung aus dem Serail« an.

Ihre Stimme erfüllte den ganzen Marktplatz von Königsee.

Uberto lachte abfällig. »Bei Gott, was ist das für ein Gejaule? Das hört sich direkt so an, als würde man einer Katze auf den Schwanz treten!«

Von seiner Mutter, aber auch von seinen Schwestern erntete er Zustimmung. Cristina hingegen fühlte die magische Kraft, die in Belles Stimme lag, und lauschte verzückt. Um nicht gestört zu werden, verließ sie die Gruppe, wanderte bis in eine Ecke des Marktplatzes und hörte weiter zu, während sich in ihrem Kopf die einzelnen Sequenzen und Töne des Liedes festsetzten und sie sich danach sehnte, einmal selbst mit einem so großen Stimmumfang und so glockenreinen Tönen singen zu können.

In dem Zimmer im Löwen wünschte François Metteur sich, Belle würde vor Fürsten und Herrschaften ebenfalls mit einer solchen Leidenschaft singen, wie sie es an diesem Abend tat. Er ahnte nicht, dass sie nur deshalb alle Energie in das Lied legte, um einem jungen Mädchen zu zeigen, was für eine große Sängerin sie war.

5.

Am nächsten Tag reisten Belle Légendaire und François Metteur weiter. Cristina bedauerte es, denn sie hätte der Sängerin gerne öfter gelauscht als nur an diesem einen Abend. Die Truppe ihres Onkels blieb jedoch in Königsee. Am Vormittag fand der Markt statt. Alfonsina kaufte ein, und die anderen Frauen kochten. Zwar war den Mitgliedern der Truppe verboten worden, sich unters Marktvolk zu mischen. Dies hinderte Mirta, Loretta, Febe und Bice jedoch nicht daran, an den Ecken des Marktes ihre Kunststücke zu zeigen. Es sollte Zuschauer für das Theaterstück am Abend anlocken. Außerdem wurde ihnen der eine oder andere Kreuzer zugeworfen.

Cristina setzte sich auf die kleine Freitreppe, die zum Eingang des Löwen führte, spielte dort auf ihrer Mandoline und sang ein paar Lieder. Auch sie erhielt Münzen, die sie getreulich Alfonsina auslieferte. Diese zählte das Geld und gab ihr dann zwei Kreuzer zurück.

Auch die anderen lieferten das ihnen geschenkte Geld ab, wobei Mirta und Loretta die Hälfte für sich behalten durften. Febe und Bice forderte die Mutter hingegen alles ab.

»Das ist ungerecht!«, maulte Febe. »Warum gibst du Mirta und Loretta so viel Geld, Mutter, und uns gar nichts? Selbst Cristina hast du mehr gegeben!«

»Ich sollte euch frechen Dingen überhaupt nichts geben!«, schimpfte Alfonsina. »Da euer Vater aber will, dass ihr eure Kunststücke so vollführt, wie es sich gehört, erhaltet ihr den gleichen Anteil wie Cristina.« Damit steckte sie ihren Töchtern ein paar Kreuzer zu und trug den Hauptteil des gesammelten Geldes in ihren Wagen. Nicht einmal ihre Töchter kannten ihr Versteck. Dabei verlockte es Febe und Bice, sich auch einmal etwas kaufen zu können. Doch wenn sie die Mutter bestahlen, würde das darauf folgende

Donnerwetter schlimmer für sie sein als selbst das Gericht am jüngsten Tag.

Cristina dachte daran, dass Ettore's jüngster Bruder vor ein paar Jahren die Finger nicht von der Kasse hatte lassen können. Er war erwischt und danach aus der Truppe ausgeschlossen worden. Onkel Paride hatte zwar um Gnade gefleht, doch wer gegen die Gesetze der Gemeinschaft verstieß, hatte kein Recht mehr, ihr anzugehören.

Um an etwas anderes zu denken, versuchte Cristina, sich die Lieder der Sängerin in Erinnerung zu rufen, die sie tags zuvor gehört hatte. Zumindest Teile davon glaubte sie ebenfalls singen zu können. Diese aber wollte sie erst einmal mehrfach üben und bei einer anderen Gelegenheit vortragen. Hier mussten die Lieder reichen, die sie auch sonst gesungen hatte.

Als der Markt beendet war, galt es, rasch alles vorzubereiten. Das Kopfsteinpflaster war uneben. Eine richtige Bühne konnten sie jedoch nicht errichten, da sie keine Bretter dafür hatten. Sie von Handwerkern aufstellen zu lassen, würde viel zu viel Geld kosten. Angesichts der Unsicherheit, wann sie das nächste Mal etwas verdienen können würden, konnten sie sich das nicht leisten.

Daher richteten Massimo, Uberto und Santino die Bretterwand, die sonst zum Messerwerfen diente, als kleine Bühne für Alfonsina her, damit wenigstens sie nicht über die Pflastersteine stolperte. Massimo, der den Raubritter aus dem Stück spielen musste, sowie Santino, der als Geliebter der geraubten Prinzessin gegen diesen im Kampf antreten würde, machten sich mit der Umgebung der Bühne vertraut.

In kleinen Rollen würden auch Mirta, Loretta, Uberto, Olindo, Febe und Bice Teil des Spiels werden, während Ettore ganz zuletzt in der Rolle des Kaisers auftrat, der den edlen Ritter belohnte und den Bösen bestrafte. Auch er ging ein paar Mal hin und her, um sich an das Pflaster zu gewöhnen.

Cristina hätte sich gewünscht, dass jene, die mitspielten, sich noch einmal mit ihren Texten beschäftigen würden. Das machte jedoch nur Loretta, obwohl sie nicht viele Sätze zu sagen hatte. Die anderen vertrauten auf ihre Erfahrung. Dabei hatten sie das Stück heuer noch nicht aufgeführt und im letzten Jahr auch nur drei Mal. Die Truppe erhielt zwar meist die Erlaubnis, ihre Gauklerkunststücke zu zeigen. Die Genehmigung, Theater zu spielen, wurde weit seltener erteilt.

Ein wenig kränkte es Cristina auch, dass zwar die um ein Jahr jüngere Bice mitwirken durfte, ihr aber nur zugebilligt wurde, zu Beginn, in den Pausen zwischen den Akten und am Ende ein wenig zur Mandoline zu spielen.

Nun half sie Mirta, Massimo, Olindo und Santino, die Gestelle aufzubauen, an denen die aus Leinwand gefertigten Kulissen aufgehängt wurden. Diese stammten noch aus der Frühzeit der Truppe, als ihr Urgroßvater das Stück geschrieben und die Leinwände bemalt hatte. In der Zwischenzeit waren die Kulissen mehrfach aufgefrischt worden und wirkten im Schein der Fackeln immer noch gut.

»Cristina, dort ist die Farbe blass geworden. Kannst du sie verbessern, wenn wir irgendwo einmal länger bleiben?«, fragte Olindo. Als Bruder des Patrons sah er sich als dessen Stellvertreter und war nicht bereit, diesen Platz an seinen Neffen Uberto abzutreten.

Cristina nickte. Neben dem Singen und dem Mandoline-Spielen war das Malen ihr nächstes Talent. Bereits mit zehn Jahren hatte sie schlecht ausgebesserte Teile der Kulisse neu gemalt und war von ihrem Onkel gelobt worden.

»Du machst das so gut!«, lobte Loretta. »Da kann sogar Alfonsina nichts sagen.«

Um Cristinas Lippen spielte ein Lächeln. Die Frau ihres Onkels hatte einmal versucht, die Kulissen zu reparieren. Den neuen Flickern hatte sie noch gut auf die alte Leinwand genäht, war aber bei

der Malerei gescheitert. Da die Betätigung mit Pinsel und Farbe nicht zu den Tugenden zählte, die Febe und Bice auf sich vereinten, war diese Arbeit wieder ihr überlassen worden.

»So, fertig! Ich glaube, das sieht gut aus«, sagte Olindo nach einer Weile.

Cristina trat mit Mirta und Loretta ein paar Schritte zurück, um sich die Kulissen anzusehen.

»Ich glaube, wir sollten sie in der Mitte ein wenig auseinander-schieben. Sonst wird Alfonsina alles verdecken«, riet Mirta mit spöttischer Miene.

Santino lachte gequält, denn er würde wieder den Geliebten der mehr als doppelt so breiten Frau spielen müssen. Sein Vetter Massimo grinste, während Olindo Mirta zuzwinkerte.

»Gibt es noch Kunststücke vorher?«, fragte Loretta.

»Ettore sagt, nein!«, berichtete Olindo. »Diejenigen, die im Stück mitspielen, können es nicht, und die anderen sind zu wenige.«

»Ich könnte trotzdem ...«, begann Loretta.

»Hörst du nicht? Ettore sagt Nein!«, unterbrach Olindo sie.

Ettore war ihr Patron, also ihr Anführer, und er bestimmte, was zu geschehen hatte. Das hieß, Alfonsina tat es, da der Onkel sich stets nach ihr richtete. Cristina seufzte. Das war nicht immer gut, denn Alfonsina war zu sehr auf sich und ihre Kinder bedacht.

»Es war besser, als Mama noch lebte«, sagte sie leise zu sich selbst. Ihre Mutter hatte sich gegen ihre Schwägerin zu behaupten gewusst. Doch seit ihrem Tod gab es niemanden mehr, der Alfonsina zügeln konnte.

»Was hast du gesagt?«, fragte Mirta.

»Nur eine Erinnerung an meine Mutter. Ich vermisse sie so sehr!«

»Wir vermissen sie alle!«, antwortete Mirta und schloss das Mädchen in die Arme. »Ettore hätte eine Frau wie sie heiraten sollen. Stattdessen sind wir mit Alfonsina geschlagen.«

6.

Es war alles vorbereitet. Die Mitglieder der Truppe, die bei dem Stück mitspielen sollten, hatten ihre Kostüme angezogen. Auch diese waren vom Zahn der Zeit nicht verschont geblieben und mussten immer wieder ausgebessert werden. Im hellen Sonnenlicht hätte man die verschossenen Stoffe und Flicker gesehen. Der Fackelschein war jedoch gnädig und ließ die alten Farben leuchten.

Die Tatsache, dass ein Theaterstück aufgeführt werden sollte, hatte die Bewohner von Königsee und etlicher umliegender Ortschaften angelockt. Der schiefe Marktplatz füllte sich zusehends und bot durch seine Schräge allen Zuschauern einen guten Blick auf das Geschehen.

Da Ettore bereits Hermelinmantel und Krone trug, blieb es Olin-do überlassen, die Einleitungsworte zu sprechen. »Meine Herren, meine Damen, sehr geehrtes Publikum! Ich begrüße euch im Namen unserer Schauspieltruppe und unseres Prinzipals Ettore Chiodo da Maniscalco, meines Bruders. Ihr seht heute das von unserem Großvater, dem berühmten Impresario Lodovico Chiodo da Maniscalco, geschriebene Theaterstück ›Der Raub des Edelfräuleins‹, auch ›Die wahre Tugend‹ genannt. Unsere Schauspieler sehen es als großes Pläsier an, heute vor dem hochverehrten Publikum ihre Kunst zeigen zu dürfen.«

Olin-do verbeugte sich und trat beiseite. Nun war Cristina an der Reihe. Sie knickte und spielte auf der Mandoline. Zu singen hatte Alfonsina ihr verboten, damit den Zuschauern die Spannung auf das Stück erhalten blieb. Es war die Strafe dafür, weil bei der letzten Aufführung viele Geld in ihr Körbchen geworfen und die von Febe und Bice missachtet hatten.

Dabei wollte ich das gar nicht, schoss es Cristina durch den Kopf. Sie durfte auch nur eine kurze Melodie spielen, dann galt es, die Bühne zu räumen.

Olindo rief: »Das Spiel beginnt!« Danach erschien Alfonsina auf der Bühne und sprach von der Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Sie hat eine gute Stimme, aber zu wenig Übung, dachte Cristina. Von ihrer Mutter wusste sie, dass Talent nur einen Teil ausmachte. Der größere Teil der Kunst bestand aus harter Arbeit. Nun wünschte sie sich, Alfonsina, Mirta, Febe und die anderen würden dies beim Theaterspielen berücksichtigen, denn ihre Gauklerkunststücke probten sie ja ebenfalls.

»Wir sollten öfter Theater spielen, dann würden sie es auch ernster nehmen«, murmelte sie, während Massimo als der böse Raubritter auftrat und die edle Jungfrau für sich forderte.

Unter den Zuschauern erscholl erstes Gelächter, denn Alfonsina war nun einmal ein sehr kompaktes Edelfräulein. Als Santino als ihr Geliebter erschien, wurde es noch schlimmer, denn er hatte Teile seines Textes vergessen und vermochte nicht, die Lücken von sich aus zu füllen.

»Lass den Töpel, schönste Jungfer, und nimm den anderen«, rief einer der Zuschauer lachend.

Cristina sah, wie ihr Onkel, der wie sie noch hinter den Kulissen stand, wütend die Fäuste ballte. Das Stück war ein Vermächtnis seines Großvaters, und er wollte sich dessen würdig erweisen. Mit Alfonsina in der Hauptrolle war dies schlechterdings nicht möglich. Sie und der schmale Santino bildeten ein so seltsames Paar, das die Zuschauer zum Spott reizte.

Als der erste Akt zu Ende war, schob Ettore Cristina energisch nach vorne. »Sing ein Lied in unserer Sprache«, forderte er sie auf.

Als Cristina nach vorne ging, erklang beifälliges Klatschen. Etliche hatten ihr tags zuvor zugehört, andere vorhin Gefallen an ihrem Mandolinenspiel gefunden. Als nun ihr Instrument erklang, wurden die Menschen still. Augenblicke später erklang ihre Stimme und schlug alle in ihren Bann. Cristina hatte am Vorabend Belle Légendaire singen hören und erkannt, wie groß die Band-

breite einer geschulten Stimme sein konnte. Nun versuchte sie selbst, diese besondere Kraft in ihre Stimme zu legen. Sie sang wie entrückt und kam erst wieder zu sich, als das Lied zu Ende war. Als sie knickste und die Bühne verließ, hörte sie von hinten jemanden rufen.

»Bleib da, Mädle, und sing weiter! Das ist uns lieber, als wenn die Dicke da herumwalzt.«

»Ja, tu das!«, stimmte eine Frau ihm zu.

Cristina machte, dass sie verschwand. Das, so viel war ihr klar, würde Alfonsina ihr eintränken. Gerade stapfte diese mit einem Blick an ihr vorbei, der Medusa neidisch gemacht hätte. Ettore hingegen klopfte ihr auf die Schulter. »Gut gemacht! In der nächsten Pause singst du wieder!«

»Das wird Tante Alfonsina nicht wollen«, wandte Cristina ein.

»Sie muss es hinnehmen! Wir sind hier, um Geld zu verdienen. Dafür müssen wir auch etwas bieten!«

Für Cristina war deutlich zu merken, wie unzufrieden ihr Onkel mit der Leistung der Darsteller war.

»Wir sollten das Stück auch unter der Zeit einmal üben«, wagte sie vorzuschlagen.

Ettore nickte unbewusst. »Das werden wir wohl müssen! So, wie sie heute spielen, würde sich mein Großvater im Grab umdrehen.«

Auf der Bühne ging unterdessen das Stück weiter. Der Raubritter Massimo entführte die holde Jungfrau. Er hatte die Kraft, die Frau die zehn Schritte zu tragen, die die Rolle verlangte. Santino hingegen wäre unter ihrem Gewicht zusammengebrochen.

Erneut wurde gelacht. Spöttische Kommentare erklangen, und als Cristina nach dem Ende des Aktes wieder auf die Bühne trat, hörte sie, wie sich einige Zuschauer in der vordersten Reihe unterhielten.

»Was für eine elende Posse!«, rief eben ein Mann in einem langen, dunklen Rock mit Silberknöpfen.

»Mein lieber Just, das ist so schlecht, dass es schon wieder gut ist«, sagte sein Sitznachbar. »Aber jetzt sollten wir still sein! Das Mädle singt wieder.«

Cristina spielte die ersten Takte und rang danach ihrer Stimme Töne ab, von denen sie nie gedacht hätte, dass sie möglich wären. Erneut spielte und sang sie wie im Rausch und bekam nicht mit, wie die Leute im Takt zu klatschen begannen. Als sie endete, klang Jubel auf. Münzen flogen auf die Bühne, und die Menge forderte, sie möge weiterspielen. Das aber konnte sie nicht. Noch war das Stück nicht zu Ende, und Alfonsina würde ihr niemals verzeihen, wenn es abgebrochen werden müsste.

Sie las die Münzen auf, knickte erneut und kehrte hinter die Kulissen zurück. Auf der Bühne wurde nun die Befreiung der Jungfrau zum Besten gegeben. Als sich zuletzt Santino und Alfonsina in die Arme sanken, klang das Gelächter der Zuseher weit über den Marktplatz von Königsee hinaus.

Erneut musste Cristina nach vorne, um zu singen. Diesmal wählte sie eine einheimische Weise und trug sie mit so viel Inbrunst vor, dass die Leute ihr wie gebannt zuhörten und zuletzt begeistert »Bravo!« riefen.

Für sie regnete es Münzen, während die Körbe, mit denen Febe, Bice und Elena herumgingen, weitestgehend leer blieben. Besser hätten die Zuschauer nicht ausdrücken können, dass ihnen zwar Cristinas Gesang gefallen hatte, nicht aber die Leistung der Schauspieler.

7.

Etwa um die Zeit, in der Cristina ihr letztes Lied an diesem Abend spielte, stand Irmbert von Lauenstein vor seinem Herrn und betete, dass dessen Zorn sich seit seiner Blamage mit der Sängerin Castelli gelegt hatte.

Herzog Georg saß auf einem gepolsterten Stuhl und musterte Lauenstein düster. »Er weiß, dass Er mit dem Engagement der Demoiselle Castelli einen argen Fehler begangen hat?«

Es klang wie eine Frage, stellte aber gleichzeitig ein Urteil dar. Lauenstein war in Ungnade gefallen.

»Ich kann Eurer Hoheit nur mein tiefstes Bedauern über den Fauxpas mitteilen, den die Castelli uns angetan hat«, antwortete der Höfling. »Es war aber auch eine Unverschämtheit, nach einem Auftritt plötzlich den Titel einer Hofsängerin und gleichzeitig ein Mehrfaches an Honorar zu fordern, als es vereinbart war.«

»Sie hat ausgezeichnet gesungen! Daher hätten Wir ihr einen Kontrakt für ein längeres Engagement in Meiningen gegeben, wäre sie nicht so gierig geworden.« Noch während er es sagte, fiel Herzog Georg auf, dass Lauenstein letztlich nichts für die plötzlichen und übertriebenen Forderungen der Sängerin konnte. Verärgert war er trotzdem, denn Riccarda Castelli hatte ihn schroff brüskiert.

»Er hätte ihr diesen Unsinn ausreden sollen!«, setzte er mit kühler Stimme hinzu.

»Eure Hoheit seien versichert, dass ich alles getan habe, um Demoiselle Castelli zur Vernunft zu bringen«, erklärte Lauenstein. »Die Summen, die sie verlangte, mögen vielleicht an den Höfen Wiens oder Dresdens bezahlt werden, und auch da nur für eine Primadonna ersten Ranges. Für ein Land wie Sachsen-Meiningen ist es unmöglich, einer einzelnen Person so viel zu geben.«

»Wäre die Demoiselle Castelli es Uns wert gewesen, hätten Wir ihre Forderungen erfüllt! Doch weder fanden ihre Stimme noch ihr Auftritt Unseren Gefallen.«

Der Herzog machte Lauenstein damit klar, dass er in diesem Land allein zu entscheiden hatte, wie hoch die Gage einer Künstlerin sein durfte. Dabei unterschlug er, dass er bei Riccarda Castellis einzigem Auftritt an seinem Hof seine Begeisterung für die Sängerin zu deutlich gezeigt hatte. Da sie nicht nur eine gute Sängerin,

sondern auch eine ausnehmend schöne Frau war, hätte er sie gerne länger in Meiningen gehalten. Die Künstlerin hatte jedoch rasch gemerkt, dass sie für ihn nicht nur singen sollte, und ihren Preis entsprechend in die Höhe geschraubt.

Dabei ist sie zu gierig geworden, dachte Lauenstein. Sie hatte nur eines von drei vereinbarten Konzerten geliefert und, nachdem ihre Forderungen abgelehnt worden waren, das Land nach einem Wutanfall verlassen.

»Uns wurde aus Coburg gemeldet, dort wäre eine ausgezeichnete Sängerin aufgetreten«, sagte der Herzog nach einer Weile. »Laut dieser Nachricht soll sie um diese Zeit in Rudolstadt gastieren. Ihr, Lauenstein, werdet nach Rudolstadt reisen und Euch die Sängerin ansehen. Genügt sie Unseren Ansprüchen, werdet Ihr mit ihr ein Engagement in Meiningen vereinbaren.«

Lauenstein atmete zweifach auf. Zum einen sprach Herzog Georg ihn wieder wie einen Herrn von Stand an und nicht mehr wie einen Diener. Zum anderen würde er durch diese Reise der Residenz mindestens eine Woche fernbleiben. Der Herzog war zwar gelegentlich recht schroff, aber nicht nachtragend. Daher konnte er hoffen, seinen Rang bei Hofe zu behalten.

»Ich werde selbstverständlich umgehend nach Rudolstadt aufbrechen. Wenn Eure Durchlauchtigste Hoheit die Güte hätten, Eurem untertänigsten Diener den Namen der Sängerin zu nennen?«, sagte er mit einer tiefen Verbeugung.

»Die Sängerin nennt sich Belle Légendaire, soll aber keine Französin sein, sondern eine Deutsche«, antwortete Herzog Georg.

»Dies muss nicht bedeuten, dass sie schlechter singt als eine Französin«, warf Lauenstein fast ein wenig übermütig ein.

»Wäre es so, hätte man sie nicht vier Wochen in Coburg behalten«, antwortete der Herzog wieder schroffer. Sogleich wurde er wieder verbindlich. »Seht Euch die Sängerin an und lauscht, wie sie singt. Sind sowohl ihre Stimme wie auch ihre Gestalt akzeptabel,

könnt Ihr ihr für ein halbjähriges Gastspiel in Meiningen eine Summe von fünfhundert Talern bieten.«

Jetzt musste Lauenstein schlucken. Selbst der Hofkapellmeister erhielt keine dreihundert Taler im Jahr als Salär. Damit wurde offenbar, dass der Herzog Abwechslung suchte. Doch was war, wenn die *Légendaire* sich nicht mit der gebotenen Gage zufriedengeben, sondern ähnliche Forderungen wie die Castelli stellen würde? Ihm blieb nur zu hoffen, dass diese Frau klüger und vor allem weniger gierig war als Riccarda Castelli, die er im Übrigen ebenso wenig für eine Italienerin hielt wie Herzog Georg die *Légendaire* für eine Französin.

»Nun? Habt Ihr verstanden, Lauenstein?«, fragte der Herzog.

Lauenstein verbeugte sich erneut. »Sehr wohl, Eure Durchlauchtigste Hoheit!«

»Dann begeben Euch morgen auf die Reise und kehrt erfolgreich zurück!«

Für Lauenstein klang es wie eine Drohung. Seine Stellung bei Hofe war nicht so gefestigt, wie er es sich gewünscht hätte. Es gab Konkurrenten, und so mancher davon hätte dem Herzog die eigene Ehefrau oder Tochter ins Bett gelegt, nur um weiter aufsteigen zu können.

Für ihn hieß dies, dass er Belle *Légendaire* unbedingt dazu bewegen musste, mit ihm nach Meiningen zu kommen. Sonst würde er entweder auf den Rang eines besseren Dieners zurückgestuft oder gar entlassen werden. Für einen Mann wie ihn, der den Adelsbrief als seinen einzigen Besitz nennen konnte, wäre beides fatal.

Da der Herzog nun eine Geste machte, dass er sich zurückziehen könne, verabschiedete Lauenstein sich unter etlichen Bücklingen und verließ die Privaträume des Schlosses.

Draußen auf dem Gang traf er auf Elisabeth Karau. Die Frau hatte vor Jahren als große Sängerin gegolten, dann aber ihre Gesangstimme durch eine hartnäckige Halsentzündung verloren. Ge-

nau wie er war auch sie durch das unbeherrschte Verhalten der Castelli in Ungnade gefallen.

»Nun? Hat Seine Hoheit Euch die Haare arg gestriegelt?«, fragte sie.

Sie war nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Lauenstein glaubte nicht, dass sie das vierzigste Jahr bereits überschritten hatte. Ihre Aufgaben am Hof bestanden darin, die Sängerinnen, die hierher eingeladen wurden, zu betreuen und den Kinderchor zu leiten, der zu gewissen Anlässen singen durfte.

Bisher hatte er immer ein wenig in Konkurrenz zu ihr gestanden. Nun aber sah er sie lächelnd an. »Seine Hoheit hat sich beruhigt. Allerdings hat Riccarda Castelli auch ein übles Spiel aufgeführt.«

»Sie war eine Harpyie!«, erklärte Elisabeth Karau mit verbissener Miene. »Hätte sie Seine Hoheit nicht so erzürnt, würde ich sagen, ich bin froh, dass sie fort ist.«

»So aber hat die Castelli den Zorn Seiner Hoheit auf uns beide herabgerufen, obwohl wir an ihren Ausbrüchen absolut schuldlos waren«, erklärte Lauenstein und hob die Hand. »Wir sind das Opfer dieser überspannten Sängerin. Obwohl wir in der Vergangenheit nicht immer einer Meinung waren, so sind wir in dieser Sache doch Verbündete.«

»Das wüsste ich!« Elisabeth erinnerte sich noch gut daran, dass Lauenstein alles getan hatte, um sich vor dem herzoglichen Hof in Szene zu setzen und ihre Leistung kleinzureden. Dabei war sie in der Sangeskunst ausgebildet worden und leitete den Chor der Palastjugend.

Auch Lauenstein erinnerte sich daran, wie er sich mit List gegen Elisabeth Karau behauptet hatte, und überlegte, ob er nicht doch versuchen sollte, die von Herzog Georg gewünschte Sängerin ohne sie zu holen. Andererseits konnte die Frau mithelfen, Demoiselle Légendaire das Angebot aus Meiningen schmackhaft zu machen.

»Nun, ich denke doch«, sagte er daher. »Seine Hoheit, der Herzog, hat mich beauftragt, nach Rudolstadt zu reisen und eine dort gastierende Sängerin für ein halbes Jahr nach Meiningen zu holen. Ich soll morgen früh aufbrechen und würde mich freuen, wenn Ihr mich begleiten könntet.«

Elisabeth Karau sah wenig Grund, Lauenstein zu helfen. Sollte dieser jedoch mit jener Sängerin zurückkommen, würde der Herzog ihn wieder in Gnaden aufnehmen, während sie Gefahr lief, endgültig in die Dienerschaft abzurutschen. War es da nicht klüger, mit ihm zu reisen und einen Teil des Erfolgs für sich verbuchen zu können?

»Nun gut! In dieser Angelegenheit sollten wir uns wirklich zusammentun«, sagte sie und musterte dabei den Mann.

Lauenstein war nur wenig größer als sie, allerdings mindestens zehn, wenn nicht fünfzehn Jahre älter, und hatte seine stattliche Gestalt einem gewissen Wohlleben zu verdanken. Anders als sie war er von Adel, doch das half ihm im Augenblick wenig. Versagte er in Herzog Georgs Augen, war er seinen angenehmen Posten bei Hofe los.

»Wie heißt diese Sängerin?«, fragte sie Lauenstein.

»Demoiselle Belle Légendaire! Sie soll in Coburg großen Erfolg gehabt haben.«

»Légendaire? Nun, ich frage mich, ob eine Sängerin, die sich diesen Namen gewählt hat, bereit ist, in unser kleines Meiningen zu kommen. Ich werde das Meine dafür tun, um sie zu überzeugen.« Elisabeth Karau klang zweifelnd, wusste aber auch, dass Lauenstein und sie die Sängerin für ein Gastspiel in Meiningen begeistern mussten, wenn sie beide hier noch eine gewisse Rolle spielen wollten.

»Ich erwarte Euch morgen früh zur achten Stunde«, sagte Lauenstein. Er war optimistischer als Elisabeth und hoffte, dass eine Summe von fünfhundert Talern bei freier Kost und Logis für Belle Légendaire ausreichten, um ein Engagement in Meiningen anzunehmen.